

DIRK MAXEINER
MICHAEL MIERSCH

ALLES
GRÜN
UND GUT?

EINE BILANZ DES
ÖKOLOGISCHEN DENKENS

KNAUS

DIRK MAXEINER
MICHAEL MIERSCH

ALLES GRÜN UND GUT?

EINE BILANZ DES
ÖKOLOGISCHEN DENKENS

KNAUS

Dirk Maxeiner · Michael Miersch

Alles grün und gut?

Eine Bilanz des ökologischen Denkens

Knaus

Der Verlag weist darauf hin, dass bei Links im Buch zum Zeitpunkt der Linksetzung keine illegalen Inhalte auf den verlinkten Seiten erkennbar waren. Auf die aktuelle und zukünftige Gestaltung, die Inhalte oder die Urheberschaft der verlinkten Seiten hat der Verlag keinerlei Einfluss. Deshalb distanziert sich der Verlag hiermit ausdrücklich von allen Inhalten der verlinkten Seiten, die nach der Linksetzung verändert wurden und übernimmt für diese keine Haftung.

1. Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2014
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
ISBN 978-3-641-14310-7

www.knaus-verlag.de

In Erinnerung an Julian L. Simon

Inhalt

Vorwort

Hurra, alle sind jetzt grün! Aber weiß noch einer, was das bedeutet?

Maxeiners & Mierschs gut gelauntes Ökotagebuch

Kapitel 1 – Mensch und Natur

Sind wir Menschen eine Bürde für die Erde?

Was ist das eigentlich, Natur?

Kapitel 2 – Zwischen Eiszeit und Zeitgeist

Eine Anleitung zum Unsichersein

Sollten Klimawissenschaftler zugleich Aktivisten sein?

Das wechselhafte Medienklima

Kapitel 3 – Das Energiedilemma

Energiewende – ein Jahrhundertprojekt im Realitätstest

Wenn Wald der Windkraft weichen muss

Kapitel 4 – Von Menschen und Walen

Wollen wir Symboltiere oder bedrohte Arten retten?

Überlasst Natur- und Tierschutz nicht den Fantasten!

Kapitel 5 – Wachsen und Gedeihen

Wie »öko« ist der Acker von morgen?

Landwirtschaft – eine Zukunftsindustrie für Deutschland?

Wie grün ist Gentechnik?

Kapitel 6 – Leben und leben lassenn

Ist Umweltaktivismus der neue Kolonialismus?

Wer kontrolliert eigentlich die NGOs?

Im Bionade-Biedermeier

Was ist das eigentlich: »nachhaltig«?

Der Zusammenhang von Freiheit und sauberer Luft

Kapitel 7 – Die alltägliche Angst

Unser täglich Risiko

Wo die Untergangspropheten irrten

Der Wald wächst unverdrossen

Kapitel 8 – Nebel der Vergangenheit

Verdrängte Traditionslinien grünen Denkens

Kapitel 9 – Neugierig bleiben

Vom Wert der Dissidenten für das ökologische Denken

Schulen zwischen Bildung und Propaganda

Selbsthilfelektionen: Grünes Denken, aber richtig

Nachwort

Warum die grüne Bewegung den Resetknopf drücken muss

Anhang

Eine Zeitreise durchs Grüne

Literatur

Vorwort

Hurra, alle sind jetzt grün! Aber weiß noch einer, was das bedeutet?

»Früher einmal wusste ich die Antworten –
heute ahne ich die Fragen.«

Heinz Brandt

Als wir beide uns 1985 trafen, um eine neuartige Umweltzeitschrift (»Chancen«) zu entwickeln, war das grüne Denken in Deutschland schon ein Vierteljahrhundert alt. Bernhard Grzimek hatte 1959 mit seinem Film »Serengeti darf nicht sterben« Alarm geschlagen, dass die letzten Naturgebiete der Erde verschwinden. Willy Brandt forderte 1961, der Himmel über der Ruhr müsse wieder blau werden. 1962 sorgte das Buch »Der stumme Frühling« der amerikanischen Biologin Rachel Carson weltweit für Aufsehen, in dem sie den sorglosen Umgang mit Pestiziden anprangerte.

Die Farbe Grün, die in unsere Kindheit noch für Land- und Forstwirtschaft stand, war 1985 längst politisch geworden. Greenpeace, WWF und andere Öko-Organisationen gewannen Zehntausende Unterstützer. Die Grünen saßen seit zwei Jahren im Bundestag, und in Hessen war gerade der erste grüne Minister vereidigt worden. Jeder Student hatte »Die Grenzen des Wachstums« und »Global 2000« im Ikea-Regal. Tankerhavarien und Chemieunfälle, wie der im italienischen Seveso, hatten bewirkt, dass immer mehr Menschen Umweltschutz für das dringlichste politische Ziel hielten. Bis auf ein paar Wissenschaftler, die kein Gehör fanden, glaubte 1985 jeder Deutsche daran, dass der Wald schon sehr bald tot

sein wird.

Bevor wir uns dem Thema journalistisch zuwandten, hatten wir kräftig mitgemischt, beim Anti-Atom-Protest in Brokdorf und Gorleben. Oder im Alltag als Anhänger der Alternativbewegung, die Arbeit und Konsum nach grünen Wertvorstellungen ausrichtete. Hautnah und sehr persönlich erlebten wir den Aufstieg der Grünen in Hessen. In jener Zeit entschlossen sich manche Freunde, Politiker zu werden. Wir blieben dann doch lieber Journalisten. Gemeinsam rührten wir bei den Zeitschriften »Chancen« und »natur« (damals das größte Umweltmagazin Europas) die Trommel für Biolandwirtschaft, Atomausstieg und mehr Naturschutz.

Doch es kam – zunächst schleichend, dann heftiger – zur Kollision zwischen journalistischem Anspruch und grüner Überzeugung. Die Recherche stand den apokalyptischen Botschaften immer öfter im Weg. Unübersehbar wurde der Zustand der Umwelt in Deutschland und anderen westlichen Ländern besser. Wir schrieben 1996 das Buch »Öko-Optimismus« und setzten uns damit in die Nesseln. Die grüne Gemeinde exkommunizierte uns. Doch unser Interesse an ökologischen Fragen und den politischen Antworten darauf blieb bestehen. Wir beobachteten die Entwicklung der grünen Idee und ihre gesellschaftliche Wirkung bis heute.

Im Herzen blieben wir grün. Der Gesang einer Feldlerche oder der Anblick eines mäandernden Wildbachs bedeuten uns viel. Wir glauben allerdings nicht, dass man Feldlerchen und Bachtälern mit Ideologie und Wissenschaftsfeindlichkeit helfen kann. Und es geht uns mächtig gegen den Strich, dass diejenigen, die die Begriffe »grün« und »ökologisch« für ihre Karriere gekapert haben, den Menschen als Gefahr für den Planeten darstellen und ihn deshalb ständig einschränken und schulmeistern wollen. Zum Glück fanden wir neue

Freunde unter jenen grünen Bürgerrechtlern, die die Mauer zu Fall gebracht hatten.

Unbestreitbar ist unser heutiger Zeitgeist grün, zumindest in Deutschland und den meisten anderen westlichen Industrienationen. Und das ist auch grundsätzlich gut so. Grünes Denken hat die Köpfe erobert, und wir müssen immer wieder staunen, wie schnell sich dieser Wandel vollzog.

An dieser Stelle eine kurze Zwischenbemerkung: Wenn wir Worte wie »grün«, »grünes Bewusstsein«, »grünes Denken«, »grüne Bewegung« verwenden, dann ist damit nicht speziell die Partei »Die Grünen« gemeint, auch nicht Organisationen wie Greenpeace oder der BUND. Wir benutzen diese Etiketten im weitesten Sinne für eine Denkweise, von der in Deutschland nahezu die ganze Gesellschaft durchdrungen ist, von Angela Merkel bis Margot Käßmann, von der Deutschen Bank bis zum ADAC. Den Begriff »Ökologismus«, den Sie in diesem Buch lesen werden, verstehen wir als Abgrenzung zu »Ökologie«. Ökologie ist eine Wissenschaft, ein Zweig der Biologie. Ökologismus dagegen benennt den Versuch, aus dieser Wissenschaft eine Weltanschauung abzuleiten.

Eine Bewegung, die es schafft, eine Farbe gleichsam in Besitz zu nehmen, hat einen bleibenden historischen Erfolg errungen. Seit die Sozialisten das Rot für sich reklamierten, hat keine neue soziale Bewegung so etwas mehr geschafft. Rot bedeutet längst nichts mehr, es ist beliebig geworden, ein bloßes Zitat aus der Vergangenheit, das jeder nach Gusto hervorkramt.

Wird es mit dem Grünen genauso gehen? Was bedeutet diese Farbe eigentlich noch? Wir beobachten seit geraumer Zeit, dass man glaubt, grünes Denken überhaupt nicht mehr begründen zu müssen. Wer grün argumentiert, hat immer recht, denn er ist auf der Seite der moralisch

Guten. Die grüne Bewegung, ja fast die ganze Gesellschaft, hat es sich abgewöhnt, zu überprüfen, ob die Prämissen, auf denen sie ihre Forderungen aufbaut, überhaupt noch stimmen. Sie ist denkfaul geworden. Mit der Macht kam die Arroganz. Und die ist kein guter Ratgeber für die Zukunft.

Seit einiger Zeit beobachten wir, wie der grüne Zeitgeist Risse bekommt. Die Widersprüche verschiedener ökologischer oder vermeintlich ökologischer Ziele werden sichtbar. Da kämpfen Wald- und Landschaftsschützer gegen Klimaretter, die Windräder und Sonnenfarmen oder Speicherseen errichten wollen. Wir sehen, dass die Grünen Probleme haben, ihr Thema weiter hochzuhalten. Außerdem beginnen auch Teile der Gewerkschaften zu erkennen, dass aus einer Forderung, die die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen tatsächlich verbessert hat, durch den geschickten Lobbyismus des ökoindustriellen Komplexes eine Umverteilungsmaschine von den Wenigverdienern zu den Wohlhabenden in Gang gesetzt worden ist. Und auch die NGOs, deren Verdienste nicht zu bestreiten sind, rücken für Demokratietheoretiker immer mehr in den Blickpunkt als globale Macht, die ohne Mandat und Legitimation handelt. Was bedeuten Begriffe wie »grün«, »ökologisch« oder »nachhaltig« überhaupt noch? Beliebigkeit breitet sich aus und jeder benutzt diese Chiffren wie sie ihm in den Kram passen – von der Krabbelgruppe bis zum Weltkonzern. Was hat der Windkraftinvestor mit dem Fledermausschützer gemein? An den Rändern des grünen Denkens breiten sich Heilslehren aus, die auch irgendwie »grün« daherkommen, doch mit Ökologie nichts zu tun haben, wie etwa Veganismus.

Es wird also Zeit, Bilanz zu ziehen. Blickt man auf die Anfänge, die zu dem führten, was später »grün« genannt wurde, also auf Grzimeks

Appelle, Carsons Warnungen und Brandts Wahlkampf für saubere Luft, ist dieser große gesellschaftliche Paradigmenwechsel nun ein halbes Jahrhundert alt. Was haben uns diese 50 Jahre Umweltbewegung gebracht? Wo stehen wir heute?

Wir können uns gut erinnern, wie wir Grünen einmal angetreten sind. Es ging um den Schutz von Wäldern, Flüssen und Wildtieren. Karikaturisten stellten die junge grüne Partei einst klischeehaft als grünen Frosch dar. Eine Anspielung darauf, dass sogar das Leben von Lurchen für sie Bedeutung besaß. Die alten Parteien und etablierten gesellschaftlichen Institutionen fanden das lächerlich. Wie konnte man Leute ernst nehmen, denen der Erhalt eines Moores wichtiger war als der Bau einer Autobahn? Wir konnten sie ernst nehmen. Ihr Anliegen war sympathisch und ihre Kritik an der Umweltverschmutzung berechtigt. Sich für Amphibien einzusetzen, verdiente Respekt, weil es mutig und unpopulär war. Es gefiel uns, wie sich die verknöcherten Seilschaften der Altparteien über die Grünen ärgerten. Und ganz wichtig: Man konnte eine Autobahn schließlich auch um ein Moor herum bauen.

Heute reiben wir uns die Augen angesichts vertauschter Rollen: Vielen, die unter dem Dach »grün« firmieren, sind die Menschen egal, denen ein Lurch oder ein Rotmilan am Herzen liegt. Die allesamt ergrünten Parteien, die mittlerweile mächtigen Umweltverbände und die industriellen Profiteure grüner Subventionen stehen an der Spitze der Kräfte, die mit reinstem Gewissen die verbliebene Natur plattmachen.

Unser Buch beginnt mit einem Tagebuch aus unserem Öko-Alltag. Es folgt ein Kapitel zu den Fragen: Welches Naturbild und welches Menschenbild wird im grünen Denken transportiert? Dann kommt eine Bestandsaufnahme der großen ökologischen Themen (Klima,

Energie, Naturschutz, Landwirtschaft), beginnend mit der Klimadebatte. Was wissen wir? Welche Prämissen haben sich etabliert und werden – oft zu Unrecht – nicht mehr hinterfragt? Danach befassen wir uns mit der gesellschaftlichen Wirkung: ein Blick auf die Gewinner des Wandels und ihren Ökolebensstil und auf die mittlerweile mächtigen Nichtregierungsorganisationen (NGOs). Aber auch mit den Verlierern in Entwicklungsländern, die darunter leiden müssen, dass nach ihnen bessere Nahrungsmittel und effiziente Seuchenbekämpfung durch westliche Öko-Eliten zunichtegemacht werden. Der anschließende Buchteil heißt »Die alltägliche Angst« und fragt nach den Folgen der Öko-Apokalyptik auf die Wahrnehmung der Realität. Ein Kapitel über die Wurzeln grünen Denkens zeigt auf, dass diese in Deutschland so starke geistige Strömung nicht aus der politischen Linken stammt, wie allgemein angenommen, sondern ganz im Gegenteil. Und schließlich schildern wir noch, was unsere Kinder in den Schulen über Klimaerwärmung, Biolandbau und andere Umweltthemen eingetrichtert bekommen (Buchteil: Neugierig bleiben!), und warum Zweifel und eigenständiges Denken so wichtig sind.

Im Anhang finden Sie eine »Kleine Geschichte grünen Denkens«, in der wir die Umweltthemen Revue passieren lassen, die Deutschland und die Welt erschütterten und veränderten. Abgeschlossen wird das Buch mit einer Literaturliste, die zum Weiterlesen anregen soll.

Wir haben keine Patentrezepte. Unsere Richtschnur ist die hartnäckige Frage: Welche Maßnahmen bringen sichtbare und messbare Verbesserungen für die menschliche Gesundheit, die Umwelt, die Tiere und Pflanzen? Und welche schaden mehr, als sie nützen? Es geht um ein besseres Leben und den sozialen Zusammenhalt. Es geht um Resultate statt Ideologie. Effektiver Umweltschutz ist nicht

allein eine technische, sondern eine soziale Frage.

Wir glauben an einen pragmatischen und menschenfreundlichen Umweltschutz. Statt visionäre Endzustände zu bemühen, sollten wir lieber auf den tastenden Fortschritt setzen. Um ihn zu ermöglichen, muss der Weg in die Zukunft offen gehalten werden. Nicht Visionen zählen, sondern Zukunftsoptionen. Je mehr Möglichkeiten die Menschen haben, desto besser. Vielleicht wollen unsere Enkel die Autos abschaffen oder die Atomenergie wieder einführen. Sollen sie. Wir sollten ihre Freiheit, selbst zu entscheiden, nicht einschränken, indem wir Optionen zerstören und unumkehrbare Entscheidungen treffen.

Es geht um die Rückkehr zur Vernunft, nicht um einen ökologischen Rollback. Der wäre nicht nur falsch, sondern auch gar nicht durchsetzbar. Die Mülltrennung, das schlechte Gewissen beim Autofahren und – sei's drum – der Wille zum Ausstieg aus der Atomenergie sind gelernt und in Deutschland gleichsam ein verbindliches Verhaltensmuster. Egal wie man im Einzelnen dazu steht, sind sie als Akt der Selbstzähmung auch eine zivilisatorische Leistung. Doch jenseits davon entsteht immer mehr kontraproduktiver und schädlicher Unsinn im Dienste eines in fernster Zukunft liegenden Großen und Ganzen. Dass der Bürger ein feines Sensorium für solche Auswüchse entwickelt hat, zeigt seine anhaltende Unwilligkeit, den sogenannten Biosprit E10 in seinen Tank zu füllen.

Die technische Intelligenz in Deutschland, die Handwerker, Facharbeiter, Landwirte und Ingenieure, durchschauen so manchen Ökozinnobler, weil sie rechnen können. Und mancher, der nicht zu den Besserverdienenden gehört, blickt sorgenvoll auf seine Stromabrechnung. Andere denken im Angesicht riesiger Windparks: »Hier möchte ich nicht wohnen.« Selbst die treuesten der Treuen, die

Grünen-Wähler und BUND-Mitglieder der ersten Stunde, zweifeln immer mehr am Verstand ihrer Führungskader, die sich als Lobbyisten des öko-industriellen Komplexes betätigen. All diese Bürger warten auf ein vernünftiges politisches Angebot, auf einen klugen, pragmatischen und sozial verantwortlichen Umweltschutz. Für diese Debatte wollen wir mit diesem Buch Argumente liefern.

Danksagung

Mit wertvollen Informationen und Hinweisen unterstützten uns Gideon Böss, Ellen Daniel, Thomas Deichmann, David Harnasch, Jan-Philipp Hein, Tobias Streck und Alexander Wendt. Herzlichen Dank dafür.

Maxeiners & Mierschs gut gelauntes Ökotagebuch

Grüne Überzeugungen sind mittlerweile überall in unser Alltagsleben eingesickert und beeinflussen viele unserer Handlungen. Beginnen wir unsere Bilanz des ökologischen Denkens mit einem kleinen Ökotagebuch. Wir haben es über zwei Wochen geführt, indem wir aufgeschrieben haben, was uns aufgefallen ist. Einerseits zeigt sich sehr viel Erfreuliches, denn immer mehr Menschen machen sich Gedanken über die Folgen ihres Tuns. Andererseits kommt auch eine Menge Unsinn dabei heraus. Damit verdeutlicht unser Tagebuch das Spannungsfeld, um das es in diesem Buch geht.

Montag

Aufstehen. Der Wecker zeigt sechs Uhr. Eigentlich ist es ja erst fünf Uhr. Aber wir haben Sommerzeit. Am letzten Sonntag im März wird die Uhr jeweils eine Stunde vorgestellt. Das hat man früher schon zu Kriegszeiten gemacht, um das Tageslicht für die Rüstungsproduktion besser auszunutzen. Nach der Ölkrise von 1973 wurde die Idee wieder aufgegriffen. Statt militärischen versprach man sich nun einen ökologischen Nutzen: Die Sommerzeit, die 1980 in weiten Teilen Europas eingeführt worden ist, sollte Energie sparen. Inzwischen wissen wir durch eine parlamentarische Anfrage an die Bundesregierung aus dem Jahr 2005, was dabei herauskommt: nichts.

»Im Hinblick auf den Energieverbrauch bietet die Sommerzeit keine Vorteile«, heißt es lapidar in der Antwort. Der Grund: Was am Licht gespart wird, verbraucht die Heizung zusätzlich, weil sie frühmorgens öfter eingeschaltet wird. Ein klassischer ökologischer Sockenschuss. Die Techniker nennen das auch »Racheeffekt«. Ein einfaches Beispiel für so einen Racheeffekt sind die starren, eng anliegenden Skistiefel, die die Zahl der Knöchel und Schienbeinbrüche erfolgreich gesenkt

haben. Allerdings mit einem kleinen Nachteil: Der Fortschritt geht nun auf Kosten des vorderen Kreuzbandes im Kniegelenk. Übrigens ereignen sich am Montag nach der Umstellung der Uhren im Frühjahr mehr Verkehrsunfälle als an jedem anderen Tag im Jahr. Viele Menschen sind anfangs morgens müde und abends finden sie keinen Schlaf. Dennoch wird die Sommerzeit uns höchstwahrscheinlich noch viele Jahre erhalten bleiben. Sie ist ein gutes Beispiel dafür, dass behördlich veranlassten Maßnahmen in der Regel ein ewiges Leben beschieden ist, auch wenn sich ihre Unwirksamkeit herausstellt. Das Abschaffen der Sommerzeit wäre wohl komplizierter als das Beibehalten, es müssten sich nämlich alle EU-Staaten darauf einigen. Immerhin hat die Umstellung inzwischen einen gewissen folkloristischen Wert, besonders im Herbst, wenn uns eine Stunde »geschenkt« wird. Vermutlich würde uns ohne Sommerzeit auch etwas fehlen.

Dienstag

Der Gepäckkorb des Fahrrads ist voll Müll. Viele Städte verknappen das Angebot an öffentlichen Abfallkörben aus pädagogischen Gründen. München beispielsweise ließ vor einigen Jahren Hunderte kommunaler Müllgefäße abmontieren. Daraufhin suchte sich der Müll andere Wege. Siehe [Racheeffekt](#). Das freut zumindest die Tierwelt. Machten sich früher die Spatzen über den Pferdedung her, so ernähren sich heute tagsüber Tauben und Krähen, nachts die Ratten von Döner- und Hamburgerresten. Geschickt öffnen sie Plastikbehältnisse und Alufolien.

Fahrt zum Bahnhof, Zugtickets kaufen. Auf dem Vorplatz stehen die Fahrräder der Pendler in wilden Knäueln und sind an Zäunen und Laternen verkettet. Das Fahrrad hat in Deutschland eine beispiellose Karriere hingelegt. Wer cool, jung und schick ist, fährt Fahrrad. Und

wer es nicht ist, auch. Also beispielsweise wir beide. Der Fahrradboom ist eine ökologische Revolution von unten – ganz ohne staatliche Bevormundung. Derzeit gibt es in Deutschland etwa 70 Millionen Fahrräder. In vier von fünf aller Haushalte ist mindestens ein Fahrrad, häufig sind sogar mehrere Fahrräder vorhanden. Laut der Studie »Mobilität in Deutschland« hat die Anzahl und Länge der mit dem Fahrrad zurückgelegten Wege enorm zugenommen, lediglich der öffentliche Nahverkehr hat bei der Anzahl der Wege noch mehr zugelegt. Deutschland, allgemein als Autonation verortet, ist heimlich, still und leise zu einer großen Fahrradnation herangewachsen.

Mittwoch

Müslifrühstück. Unsere persönliche ökologische Wende in den Frühstücksgewohnheiten begann irgendwann in den Achtzigerjahren. Das Müsli hatte aus der Schweiz kommend zunächst die Landkommunen erobert und gehörte bald zum Lebensstil der sogenannten »Alternativbewegung«. Heute wird es wie selbstverständlich im Ritz und im Adlon serviert. »Müsli« war ja auch eine Zeit lang ein Schimpfwort für alternativ lebende Menschen. Auf Wikipedia fanden wir gar ein Standardwerk »Die Moral auf dem Teller«, das die geistige Unterfütterung für den Müslikult so beschreibt: »Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, zwei Pionieren der modernen Ernährung in der Tradition der moralischen Physiologie, mit Hinweisen auf die Grammatik des Essens und die Bedeutung von Bircher-Mueslis und Cornflakes. Aufstieg und Fall des patriarchalen Fleischhüngers und die Verführung der Pflanzenkost.«

Die Ernährungsreformer haben den Marsch durch die gastronomischen Institutionen und in die Supermarktregale erfolgreich abgeschlossen. Das Schöne am Müsli ist: Man kann es auch ohne

ideologischen Überbau genießen, und wir tun es.

Ein leicht schlechtes Gewissen kommt dennoch auf, denn die Milch für den Kaffee steht in praktischen kleinen Einwegdöschen auf dem Tisch. Die Grüne Katrin Göring-Eckardt hat diesen Dingen sogar eine Morgenandacht im Deutschlandfunk gewidmet: »Muss das wirklich sein? ... Ist das kleine Plastikmilchbehältnis nicht auch ein Symbol dafür, wie unbedarft wir oftmals mit Rohstoffen umgehen?«, fragt sie und predigt weiter: »... wenn aus einem kleinen Symbol großer Ernst wird: Ölpest, Atomkatastrophe und Klimawandel.« Die Kirchenglocken in Deutschland mögen verstummen, die Morgenmesse wird uns erhalten bleiben. Katrin Göring-Eckardt: »Auch das Kleine – und wenn es nur das verrückte Milchdöschen ist – ist nicht gleichgültig, wenn es um das Große, um die gesamte Schöpfung geht. Die kleinen Umweltsünden zu ignorieren, sie sozusagen einfach zu begraben, ist keine Lösung.«

Als wir Kinder waren, galten Dosen übrigens noch als echte Errungenschaft. Was sie prinzipiell auch noch sind: Ohne Kühlung werden darin Lebensmittel jahrelang konserviert. Außerdem lassen sie sich prima recyceln. Die Ökobilanz von Dosen muss nicht schlechter sein als die anderer Verpackungen, das Nähere regelt wie immer der Einzelfall. Wir erinnern uns an ein schwer despektierliches Titelbild des Satiremagazins »Titanic«. Es zeigte ein blechernes Kruzifix mit der Titelzeile: »Ich war eine Dose«. Worauf nicht die Kirche, sondern die deutsche Weißblechindustrie das Blatt verklagte. Das war allerdings 20 Jahre vor Katrin Göring-Eckardt.

Donnerstag

Einkauf in einer Filiale von Aldi-Süd. Die Bioprodukte haben die Aldi-Regale schon vor vielen Jahren erobert, und jetzt gibt's sogar Fairtrade-Waren: »Fairer Handel zum Wohle aller«. Nicht schlecht,

wer bei Aldi ganz vorne im Regal steht, der ist wirklich in der Mitte der Gesellschaft angekommen. Das gilt nicht nur für das sensorische, sondern auch für das mentale: »Auch wir von Aldi-Süd übernehmen Verantwortung und engagieren uns dafür, dass sich die Situation der Kleinbauern und Arbeiter in den ärmeren Ländern der Südhalbkugel dauerhaft positiv verändert.«

Doch leider gibt es auch auf diesem Feld Racheeffekte. Denn Fairtrade ist gut gemeint, tatsächlich aber ist es eher dazu angetan, die schlechte Lage armer Landarbeiter zu zementieren, statt sie zu verbessern. Diese Erkenntnis verdanken wir nicht etwa einem neoliberalen Thinktank, sondern der in London ansässigen »School of Oriental and African Studies«, die traditionell zu einer sozial orientierten Weltsicht tendiert. Die Wissenschaftler untersuchten die Situation von Landarbeitern in Äthiopien und Uganda. Ergebnis: In Gebieten mit konventionellen Betrieben verdienen die Menschen, die ganz unten sind, deutlich besser als dort, wo Fairtrade-Organisationen vorherrschen.

Was ist da los? Zunächst einmal kann Fairtrade die ökonomischen Gesetze nicht aushebeln. Man unterstützt aus ideologischen Gründen vor allem kleine Betriebe mit wenig Maschinen und viel Handarbeit. Doch die sind schlicht unproduktiver als Konkurrenten mit besserer Technik. Die Großen erzielen höhere Gewinne – und zahlen ihren Landarbeitern oft bessere Löhne – ganz ohne altruistische Motive. Obendrein neigen Fairtrade-Betriebe dazu, die Qualität ihrer Produkte zu vernachlässigen, weil der Sozialbonus sie vom Konkurrenzdruck befreit.

Arme Landarbeiter sind in modernen Betrieben produktiver und können deshalb – zumindest potenziell – besser entlohnt werden. Und wem nutzt der Fairtrade-Obolus unter diesen Umständen am meisten?

Zunächst natürlich unserem guten Gewissen. Und dann den Helfern aus den Industrieländern, die westliche Mittelklasselöhne erhalten, um Fairtrade zu organisieren. Wer den Armen etwas Gutes tun will, spendet wohl besser direkt an entsprechende Organisationen, über deren Arbeit er sich vorher gut informiert hat.

Freitag

Fahrt nach Stuttgart im ICE. Dank Probe-Bahncard 25 ist die Fahrt »CO₂-frei und klimaneutral mit 100 Prozent Ökostrom«. Doch warum fahren die anderen, die eine normale Fahrkarte besitzen, nicht klimaneutral? Wir sitzen doch im selben Zug. Wir fragen uns schon lange, wie es möglich ist, dass in Deutschland aus derselben Steckdose, aus der vorher Atomstrom kam, nach einem Wechsel zum Ökoanbieter plötzlich Windpower unsere Espressomaschine speist. Und siehe, dahinter verbirgt sich eine Welt voller gedanklicher Wunder: Man nehme ein idyllisches Flusstal, ziehe eine Staumauer aus Beton hindurch und flute die ganze Sache. Dabei kommt dann Ökostrom heraus. Auch jeder Seeadler oder Rotmilan, der von einem Großwindrad geschreddert wird, stirbt für die gute Sache. Gar nicht geschätzt wird hingegen Atomstrom. Das hat die Betreiber von Atomkraftwerken nicht ruhen lassen. So gibt es eine wunderbare Tauschbörse namens »Renewable Energy Certificate System« (RECS). Ein Windradbetreiber deklariert seinen Strom dabei als konventionellen Strom. Ein Atomkraftwerksbetreiber bezahlt ihm dafür einen Aufpreis – und darf die gleiche Menge Atomstrom umgekehrt als Ökostrom etikettieren. Salopp gesagt: Das Atomkraftwerk zahlt seinen Windkraft-Tauschpartner dafür, dass er die Vogelwelt schreddert – und endlich wird aus Atomstrom Ökostrom.

Die Fahrt führt durchs Land, kaum ein Bauer verzichtet mehr auf

großflächige Solarzellen auf Scheune, Stall und Wohnhaus. Diese Stromerzeuger haben jedoch einen kleinen Nachteil: Die Feuerwehr kann sie im Brandfall nicht löschen. Sie produzieren Gleichstrom, und das nicht zu knapp – selbst kleinere Anlagen auf Einfamilienhäusern. Und das auch bei bedecktem Himmel, es braucht keine Sonne, sondern nur Licht. In der Nacht reicht sogar die Einsatzbeleuchtung der Feuerwehr, um die Stromproduktion einzuleiten. Löscht die Feuerwehr die Solaranlage mit Wasser, leitet es und setzt alles unter Strom – die Retter und die Bewohner eingeschlossen. Der Einsatz von Schaum bringt nicht viel, weil er von der Schmutz abweisenden Beschichtung abrutscht. Und die noch schlechtere Nachricht: Die Anlagen sind nicht abschaltbar. Auch die Leitung zwischen den Modulen und dem Wechselrichter steht – selbst bei gezogener Hauptsicherung – weiter unter Strom. Ein Ratgeber für Feuerwehren empfiehlt daher ein Vorgehen wie bei »Hochbrand« und »Hochspannung«. Das heiße in der Regel ein »kontrolliertes« Abbrennenlassen, denn »Stand heute gibt es keine sinnvolle Methode, um im Ernstfall eine Photovoltaikanlage auszuschalten«.

Kurz vor der Ankunft in Stuttgart passieren wir Bad Cannstatt. Die Deutsche Bahn lässt dort Gentests an Mauereidechsen durchführen, die im Bereich des geplanten Abstellbahnhofs in Stuttgart-Untertürkheim leben. Im Erbgut soll sich zeigen, ob die Echsen Ausländer sind, die eventuell Gene italienischer oder französischer Verwandter in sich tragen, welche einst als blinde Passagiere in Güterzügen ankamen. Das wäre nützlich für die Bahn, denn Bürgerinitiativen könnten den Bau nicht mit Berufung auf geschtzte Eidechsen hinauszögern, geschtzt sind nämlich nur die autochthonen deutschen Echsen.

Samstag

Beim Duschen im Hotel versprüht der neue Sparduschkopf nur noch einen feinen Feuchtigkeitsnebel. Und bloß nicht beim Zähneputzen den Wasserhahn laufen lassen. Längst vorbei sind die bedenkenlosen Wasserorgien der Vergangenheit. Auch die Spartaste der Toilette wäre für unsere Eltern noch eine rätselhafte Idee gewesen. Wassersparen ist uns in Fleisch und Blut übergegangen, sogar unseren Kindern haben wir es eingebläut. »Ist doch toll, dass man zu zweit Spaß in der Badewanne haben kann und dabei auch noch ein gutes Gewissen«, heißt es frohgemut in Maxeiners heimatlicher Zeitung »Augsburger Allgemeine«.

Aber es gibt Probleme: Die Kanalisation funktioniert vielfach nicht mehr, weil alle versuchen, Wasser zu sparen. Während die Sparweltmeister oben zu zweit in der Badewanne sitzen, jagt das Wasserwerk unten gewaltige Mengen zusätzliches Trinkwasser ins System, damit die Rohre frei bleiben, nicht vermodern und nicht zum Himmel stinken. Wassersparen ist obendrein ein teurer Spaß: Je weniger Wasser verbraucht wird, desto höher ist die Umlage pro Liter für die Infrastruktur der Wasserwerke. Und deshalb sparen die Leute noch mehr, woraufhin der Preis des kühlen Nasses immer weiter in die Höhe schießt. Ein Teufelskreis. Wassersparen hat eine verflixte Logik: Je mehr du sparst, desto teurer wird es. Schon wieder so ein Racheeffekt.

Dazu muss man wissen: Deutschland ist eines der glücklichen Länder, die [Wasser im Überfluss](#) haben. Nur ein kleiner Bruchteil des zur Verfügung stehenden Reservoirs wird überhaupt genutzt. »Eine politisch geforderte weitere Reduzierung des Wasserverbrauchs ist nicht sinnvoll«, heißt es beim Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft. In vielen Gegenden steigt sogar der Grundwasserspiegel, weil die deutschen Haushalte immer weniger

Wasser benötigen. Hausbesitzer fürchten schon feuchte Keller. In Berlin ist der Verbrauch seit der Wiedervereinigung um etwa die Hälfte zurückgegangen und der Grundwasserspiegel um ein bis drei Meter angestiegen. Noch drastischer sind die Einsparungen bei der Industrie. Und der Clou: Die Abwässer der Industrie sind oftmals sauberer als das, was in den Produktionskreislauf hineingeflossen ist. Viele Industriebetriebe sind nebenbei Wasserreinigungsbetriebe.

Die Erfolge beim Wassersparen zeigen, in welchem drastischem Maße ein Industrieland Ressourcen durch gemeinsame Anstrengungen und moderne Technik einsparen kann. Mal ganz abgesehen davon, ob dies nun beim Wasser in Deutschland sinnvoll ist. Die Argumentation, wir seien ein Vorbild, an dem sich andere orientieren könnten, stimmt beim Wasser sogar. Und es stimmt auch, dass das gesammelte Knowhow exportfähig ist. Die Technologie für die Wasserversorgung in trockenen Ländern ist für deutsche Firmen eine große Chance. Fassen wir die Verhältnisse hierzulande daher als Trainingslektion auf, beispielsweise für den nächsten Spanienurlaub. Zu den großen Agrarregionen und den Hotelkonglomeraten am Mittelmeer wird das knappe Wasser oft über Hunderte von Kilometern lange Rohrleitungen aus Flüssen und Talsperren im Landesinneren herangeschafft, wodurch es zu großen ökologischen Problemen kommt. Davon, dass die Deutschen Wasser sparen, haben die Spanier direkt aber nichts, es sei denn, die Deutschen tun es im Spanienurlaub.

Sonntag

Die Glocken der katholischen Kirche nebenan läuten. Im katholischen Bayern ist das eine weitgehend akzeptierte Gewohnheit, anderswo wird es zunehmend als Lärmbelästigung empfunden. Das Wasser ist sauberer geworden, die Luft ebenfalls, aber Lärm ist weiterhin eine Belastung, von der besonders viele Menschen betroffen sind. Dabei

geht es meist um den Verkehr, etwa Startbahnen, Autobahnen oder Eisenbahntrassen, beispielsweise auf der von Güterzügen besonders geplagten Rheinstrecke. Das Dilemma liegt darin, dass alle gerne diese Einrichtungen nutzen, aber keiner nebenan wohnen will. Und da der Bürger inzwischen gut darin geschult ist, gegen lärm-machende Projekte die Gerichte zu bemühen, geht es allmählich auch dem guten alten Kirchengeläut an den Kragen. Im rheinhessischen Udenheim wurde das Landesamt für Umwelt, Wasserwirtschaft und Gewerbeaufsicht Rheinland-Pfalz in Marsch gesetzt, um die Zulässigkeit des örtlichen Kirchengeläutes zu messen. Ergebnis: Die Dezibelwerte waren unzulässig hoch. Jetzt ist ein Kulturkampf zwischen Kirchengeläut-Genervten und -Befürwortern entbrannt, der vor 25 Jahren ebenfalls noch vollkommen undenkbar gewesen wäre. Laut der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« wurden daher an den Klöppeln bereits »lärmmindernde Maßnahmen« vollzogen.

Vielleicht bringt die Zukunft eine elektronische Kirchenglocke, die nur noch bei denen läutet, die es wünschen. Für den Auto- und Flugverkehr werden wohl Hybrid- und Elektroantriebe Linderung verschaffen. Zur Reduzierung des Kohlendioxid-Ausstoßes bringt das Elektroauto rein gar nichts, wenn es mit Kohlestrom betrieben wird. In Sachen Lärm ist es aber ein echter Fortschritt. Bei der Bahn könnten gedämpfte Schienen sowie neue Räder und Bremsen den Krach vermindern. »Eines Tages wird der Mensch den Lärm ebenso bekämpfen müssen wie die Cholera und die Pest«, prophezeite Robert Koch schon im Jahre 1910, als Verbrennungsmotoren und Dampfmaschinen allmählich den Sound unserer Städte zu verändern begannen.

Montag

Alle Fenster weit auf. Stoßlüften. Seit der staatlichen Verordnung der

Wärmedämmung gehört das fachmännische Lüften zu den Pflichten des Mieters. Da der frische Sauerstoff fehlt, der früher noch durch die eine oder andere Ritze in den Wohnraum gelangte, fangen die Wände sonst sofort an zu schimmeln. Schon wieder so ein Racheeffekt: Der Schimmelpilz ist der ganz große Gewinner der Energieeinsparverordnung (EnEV). Fungus-EnEV gehört zu den sich in Deutschland am prächtigsten entwickelnden Gewächsen, jeden Tag werden ihm neue Biotope errichtet.

So hat jede Zeit ihre Bausünden. Mit Grausen erinnern wir uns an die Glasbausteine, die einst zur Sanierung von Fachwerkhäusern herangezogen wurden, auf dass mehr Licht ins Innere gelange. Beinahe genauso flächendeckend verlief später die Verkleidung der Wetterseiten durch widerstandsfähige Faserzementplatten, die, da asbesthaltig, inzwischen als Sondermüll entsorgt werden müssen. Hat die Menschheit aus diesen Irrwegen etwas gelernt? Nicht doch: Inzwischen sind deutsche Hausbesitzer geradezu von einem Dämmrausch erfasst, keine noch so schöne Fassade ist vor der Verpackung in einen monströsen Schaumstoffmantel sicher. Fenster sehen aus wie Schießscharten.

Ein Volk, das mehrheitlich Plastiktüten beim Einkaufen als problematisch empfindet, hat diese jetzt als Wohnform entdeckt. Man schweiß die Altbausubstanz freiwillig in Kunststoff ein – und wundert sich, dass es feucht tropft und der Schimmel an den Wänden blüht. In den USA haben erste Bundesstaaten diese Form von Dämmung aus gesundheitlichen Gründen verboten. In Deutschland schreibt der Staat sie vor und animiert die Bauherren zusätzlich mit beinahe zinslosen Krediten zur Vollverschalung ihrer Häuser. Im Gegensatz zum beharrlichen Schimmel ist der Zeitgeist allerdings ein flüchtiges Wesen: Wer als Kreditlaufzeit 20 Jahre veranschlagt hat, wird die Platten

womöglich herunterreißen, bevor sie bezahlt sind. Das ist der Sondermüll von morgen.

Auch neue Passivbauten (ein Gebäude, das aufgrund seiner Dämmung angeblich praktisch keine herkömmliche Heizung benötigt) kommen allmählich ins Gerede. In Frankfurt ist diese Bauweise für städtische Gebäude vorgeschrieben, weshalb unter anderem eine Feuerwehrwache als Passivhaus errichtet wurde. Es ergaben sich laut arbeitsmedizinischem Dienst »erhebliche gesundheitliche Belastungen des Personals«, weil die Nasenschleimhäute durch die trockene Luft angegriffen würden. Die defätistische Bemerkung wurde dann laut »Frankfurter Allgemeine« auf Betreiben der Grünen aus einem entsprechenden Magistratsbericht gestrichen.

Dienstag

Im Kaffeehaus. Auf dem Tisch hat jemand eine »Bild«-Zeitung liegen lassen. Darin Fotos einer fröhlichen Herrenrunde in einem Striplokal. Es ist der Chef des Energie-Unternehmens Prokon Carsten Rodbertus mit Geschäftspartnern, die Firma hat 1,44 Milliarden Euro von Anlegern für Windenergieprojekte eingesammelt. Laut »Bild« ermittelt die Staatsanwaltschaft gegen den Firmengründer Carsten Rodbertus wegen Anlagebetrug und Untreue. Wie überall, wo viel Geld und staatliche Subventionen winken, treten alsbald windige Gestalten auf den Plan. Es ist im Prinzip also nichts Besonderes, dass Abzocker inzwischen auch im grünen Gewande unterwegs sind. Und doch ist es besonders peinlich. Einfach wegen des hohen moralischen Anspruchs, der von Vertretern der grünen Wirtschaftszweige so häufig bemüht wird.

Die Bösen sind doch eigentlich immer die anderen. Der Soziologieprofessor Aaron McCright von der Universität Michigan ging beispielsweise der Frage nach, wie es sein kann, dass Menschen

die Realität einer künftigen Klimakatastrophe nicht erkennen. Seiner Studie gab er den charmant ironischen Titel: »Coole Typen: Klimawandelleugnung unter konservativen, männlichen Weißen in den Vereinigten Staaten«. Weiße Mittelstandsmänner, also Menschen ohne Glamour, ohne Minderheitenbonus und ohne den Adel des Besonderen, sind offenbar besonders schlimme Zeitgenossen. Wir möchten allerdings darauf hinweisen: Auch Politiker, die Klimasteuern erheben, Bauern, die ihre Subventionen jetzt für Energiepflanzen bekommen, Institutschefs, die von alarmistischen Prognosen leben, sind in der Regel männlich, weiß und Mittelmaß. Genau wie die Betonköpfe in den Industrien, die die Welt zur Klimarettung mit Windparks, Solarmodulen oder Biogasanlagen zustellen. Oder ihre Öko-Milliarden mit Stripperinnen feiern. Und wir beide sind natürlich auch langweilige, weiße Mittelstandsheinis.

Nach den krawalligen Schlagzeilen von »Bild« greifen wir zur »Zeit«, die im Zeitschriftenständer liegt. Doch auch dort stoßen wir auf einen Bericht über windige Geschäfte mit angeblich grünen Geldanlagen. ForestFinance heißt das Unternehmen des ehemaligen BUND-Geschäftsführers Harry Assenmacher. Er verspricht Anlegern Traumrenditen für Parzellen in Panama, auf denen er Bäume pflanzen lässt. 13 000 deutsche Kleinanleger haben bereits 70 Millionen Euro »ökologisch« und »fair« investiert. Leider sagen die von der »Zeit« befragten Experten, das Finanzprodukt von ForestFinance sei »maßlos überteuert, die in Aussicht gestellten Renditeziel realitätsfern«.

Mittwoch

Blick aus dem Fenster: Ein Nachbarhaus wird mit Styropor ummantelt und neuen Fenstern versehen. Während der Mensch im Klimaschutzdschungel den Überblick verliert, hat sich die Tierwelt bereits damit arrangiert. Wir verstehen beispielsweise nicht, warum

wir unsere Häuser mit dicken Schaumstoff-Dämmplatten arktisch verpacken müssen. Es wird doch angeblich immer wärmer? Die Spechte aber haben es längst kapiert. Unter den cleveren Kerlchen hat sich herumgesprochen, dass man in den Schaumstoff spielend leicht Löcher hacken kann. Und darin bauen sie sich ein Nest mit zuschussfähigem Niedrigenergiestandard.

Später Müll raustragen, heute kommt die Müllabfuhr. Mittlerweile gibt's bei uns in Bayern vier verschiedene Tonnen: Restmüll, Wertstoffe, Papier und Biotonne. Die Wertstoffe werden in der Müllverbrennungsanlage dann wieder in den Restmüll gekippt, damit er besser brennt. Das nennt sich »thermische Verwertung«. Kunststoff besteht ja überwiegend aus Erdöl. Das stört aber niemanden. Eigentlich will keiner das akribische Mülltrennen missen. Es hat sich zu einem kathartischen Alltagsritual entwickelt. Die Spülung des Joghurtbechers entspricht in gewisser Weise der biblischen Fußwaschung. Der Mensch braucht solche Rituale, sie strukturieren das Leben und fördern das Gemeinschaftsgefühl.

Außerdem ist ein wilder Konkurrenzkampf um jede Tonne Müll entbrannt. Viele Kommunen haben in der Vergangenheit Müllverbrennungsanlagen gebaut. Doch geht die Restmüllmenge zurück. Der in den Achtzigerjahren befürchtete Müllnotstand ist tatsächlich eingetreten, allerdings genau umgekehrt, wie man es damals erwartet hat: Es gibt nicht zu viel Müll, sondern zu wenig. Deshalb wird Müll jetzt nach Deutschland importiert, schwer beladene Sonderzüge karren Hunderttausende von Tonnen aus dem Ausland heran. Zum Glück sind Länder wie Albanien oder Italien mit dem Müll nicht so konsequent wie wir, sonst könnten sie uns nicht mit ihrem rettenden Unrat aus der Patsche helfen.

Der gemeine Bürger erlebt wiederum einen ganz anders gearteten

Müllnotstand: Mancher Müll passt weder in die eine noch die andere Tonne – aber wohin damit? Nachts mutieren brave Bürger dann zu Müllguerillas und entsorgen ihren Abfall in fremde oder – wo noch vorhanden – in öffentliche Müllbehälter. So wie jene Freundin, die nach mehreren Anrufen bei den Stadtwerken in Erfahrung brachte, dass sie sich für legale (gebührenpflichtige) Entsorgung eines kaputten Wäscheständers einen halben Tag Zeit nehmen müsse. Sie schlich sich dann nachts zu der allseits beneideten King-Size-Mülltonne in der Nachbarschaft.

Ein anderer Anwohner hat sich ein Stampfwerkzeug gebastelt, mit dem er den Müll in die Tonne presst, weil er sich als Rentner eine zweite nicht leisten kann. In Kellern und auf Speichern stapeln sich alte Fernseher und Kühlschränke, die ohne Neukauf keinem Händler aufs Auge gedrückt werden können. Legal sind solche Teufelmaschinen nicht unter zwei Urlaubstagen plus Spesen zu entsorgen, weshalb sich die Not andere Wege sucht. Wer anlässlich einer Wohnungsrenovierung einen Schuttcontainer vor dem Haus abstellt, sollte mindestens zwei Wachleute mit Schießbefehl daneben postieren.

Donnerstag

Auf in den Elektrogroßmarkt. Der alte Staubsauger ist kaputt. Nachdem die Europäische Union klimarettende Glühbirnen und wassersparende Duschköpfe vorschreibt, gilt jetzt für Staubsauger eine Ökodesignverordnung. Die gute Nachricht zuerst: Im Gegensatz zum Glühbirnengesetz darf jedermann weiterhin den Staubsauger seiner Wahl kaufen. Es wird diesmal kein Verbot geben, sondern nur verordnete Desinformation. Jetzt wird jeder Staubsauger ab Fabrik mit einem bunten Schild verziert, auf dem der Energieverbrauch angegeben ist. Gute Idee, sollte man meinen. Doch wo die Brüsseler